

# Jugendgewalt als Streitfall für Experten

Psychologen uneins über Ursachen und Ausmaß der Aggressivität bei Heranwachsenden / Auf seelische Nöte der Kinder intensiver reagieren

Von GRETHA BREUER und DAVID DENK

Nach dem Massaker von Erfurt äußerten sich zahlreiche so genannte Experten. Dass sich so viele zur Einschätzung der Situation berufen fühlten, verwundert nicht: Jeder hat eine Schule besucht, viele haben schulpflichtige Kinder oder kennen einen Lehrer. Und schnell wird die Schule als Ort der Gewalt an den Pranger gestellt. Ist sie am Wahnsinn Amoklaufender Schüler wirklich mitschuldiger geworden?

Für Thomas Fabian, Dekan des Fachbereiches Sozialwesen an der Leipziger Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK), ist das Thema Schulgewalt täglich Brot. Der Professor winkt ab: „Jugendliche erleben an ihren Schulen weniger Gewalt, als man vermuten würde.“ Fabian weiß dies aus einer Untersuchung, die er mit geleitet hat. „Jeder Dritte ist mit Gewalt an der Schule konfrontiert, doch jeder Zweite erlebt Gewalt in seiner Familie.“

Und das Blutbad am Erfurter Gutenberg-Gymnasium? „Diese Tat ist keineswegs die Spitze des Eisbergs, wie viele glauben“, stellt Fabian fest. Bei dem Attentäter lag eine schwere „psychische Störung“ vor, während es bei den alltäglichen Gewalttaten meistens um „Norm- und Grenzüberschreitungen“ geht.

Er glaubt, dass Gewalterleben in der Familie und in der Clique die Gewaltbereitschaft erhöhen. Die Medien mit ihren Gewaltdarstellungen seien nicht die Ursache, „sie spielen höchstens eine Verstärkerrolle“. Doch was wird da verstärkt?

Der Attentäter von Erfurt hatte sich während vieler Monate mit Computerspielen beschäftigt, in denen brutal getötet wird. Professor Michael Geyer, Direktor der Klinik für Psychotherapie und Psychosomatik der Leipziger Uni, meint: „Spiele ermöglichen es, Rachegefühle direkt zu kanalisieren.“ Von 500 000 Spielern, so Geyer, geraten „eventuell hundert Leute“ in eine ähnlich verzweifelte Situation wie der Mörder von Erfurt. Doch nur einer von der halben Million würde den

Kontakt zur Realität ganz verlieren und wahnhaft handeln. Und Fabian überrascht mit dem Hinweis, dass „angesichts eher rückläufiger Gewalt unter Jugendlichen kein Anlass zu pädagogischem Pessimismus“ besteht.

Werden gewaltverherrlichende Spiele also nur für psychisch Labile und Psychopathen zum Problem? Professor Siegfried Hoppe-Graff hat dazu

eine andere Meinung als seine beiden Kollegen. „Kultur ist eine dünne Haut“, die leicht verletzt werden kann. Wenn es um Gewalt gehe, sei er ein „Kulturpessimist“. Hoppe-Graff zieht daher in Bezug auf die individuelle Freiheit den Schluss: „Unsere Gesellschaft sollte darüber nachdenken, ob die freie Verfügbarkeit von Gewaltdarstellungen nicht eingegrenzt werden muss.“ Er sieht sich als „Verteidiger und Ankläger der Grundwerte“. Vielleicht liegt das an seinem Tätigkeitsfeld, denn Hoppe-Graff forscht und lehrt an der Erziehungswissenschaftlichen Uni-Fakultät in Pädagogischer Psychologie und befasst sich mit Kulturpsychologie. Er hadert mit der „imperialistischen Haltung der westlichen Gesellschaft, die sich

selbst im Gegensatz zu anderen Kulturen kaum in Frage stellt“. Als Beispiel wählt er Gewaltdarstellungen, die in den Medien schier unbegrenzt zugelassen würden. „Trotz Jugendschutz kann heute jedes Kind alles sehen - bis hin zu Horror. Ich finde das unaufrecht.“ Daran ändert für ihn auch der demonstrativ einberufene Runde Tisch beim Bundeskanzler nichts. „Mir fehlt ernsthaftes Hinterfragen der Tatsache, dass man sich an Gewalt im Alltag, Gewalt in den Medien gewöhnt hat.“

Im Gegensatz zu Hoppe-Graff sieht Geyer die menschliche Aggression als naturgegeben; biologisch bestehe kein Unterschied zwischen uns und unseren Vorfahren, den Jägern und Sammlern. „Wenn es Menschen nicht gelingt zu kommunizieren, neigen sie dazu, gewalttätig zu werden.“ Dem beugen Eltern vor, die das offene Gespräch mit ihren Kindern suchen. Vor allem die Jugend brauche eine klare Orientierung, ergänzt Geyer. Er meint damit „kein moralisierendes Gequassel, sondern dass man sich sorgt und die Kinder nicht fallen lässt“. Hier sieht Geyer auch den Ansatzpunkt für Verbesserungen: „Insbesondere an Schulen müssen Strukturen her, die sich um jene Personen kümmern, die in Gefahr sind, ausgegrenzt zu werden.“

In diesem Punkt ziehen die drei Wissenschaftler ein erstaunlich übereinstimmendes Fazit: Die Tat von Erfurt zeige, dass sich die Erwachsenenwelt zu wenig um die seelischen Nöte der Jugendlichen kümmert. Geyer kritisiert in diesem Zusammenhang die unzureichende psychologische Ausbildung der Lehrer. Die sahen sich nicht in der Lage, „angemessen zu reagieren, wenn es psychopathologisch geht“. Zur Lehrerbildung gehöre auch, mit der harmlos scheinenden Alltagsgewalt besser umzugehen. Toleranz oder Wegschauen sei Fehl am Platz. Um die „gesunkene Hemmschwelle“ wieder zu heben, verlangt Hoppe-Graff, dass in den Schulen alltägliche Gewalt ausdrücklicher geächtet wird als bisher, damit sich Aggressionen gar nicht erst zu offener Gewalt hochschaukeln.

Lesen Sie dazu auch die Campus-Meinung



Gewalt löst keine Probleme. Trotzdem herrscht auf Schulhöfen oft Faustrecht, obwohl sich Konflikte auch spielend austragen lassen, wie es die rechte Gruppe demonstriert - mit Köpfchen und Karten statt Kumpel. Foto: Jan Wolitz

## Campus-Meinung

### Eltern werden ist nicht schwer...

Von GRETHA BREUER

Bei aller Ratlosigkeit, die nach Gewalttaten zurückbleibt, ist der Verantwortliche meist schnell gefunden. Die Schule wird zur Zeit am stärksten kritisiert.



Die Eltern allerdings haben mehr Verantwortung als alle öffentlichen Instanzen. Nur die Eltern können wirklich auf ihr Kind eingehen, während Lehrer vor einer Klasse mit vielen Individuen stehen. Auch wenn Kinder viel Zeit in der Schule verbringen - die Erziehung können Pädagogen den Eltern nicht abnehmen.

Diese haben den ausschlaggebenden Einfluss. Denn schon im Vorschulalter sehen Kinder ihre Eltern als Vorbild, an dem sie sich orientieren. Deswegen sollten Erziehungsberechtigte vernünftiges und soziales Handeln vorleben. Sie sorgen so für gegenseitigen Respekt - die unverzichtbare Grundlage für menschlichen Umgang. Auf diese Basis können dann die Lehrer aufbauen.

## Studentenfutter

### Studie von der Uni

Eine Studie zum Fahrradfahren in der Großstadt hat jetzt eine Arbeitsgruppe des Uni-Institutes für Anthropographie vorgelegt. Interviewt wurden dafür 733 Leipziger Bürger. Unter anderem zeigte sich, dass Männer mehr im Sattel sitzen als Frauen. Für den Zustand der hiesigen Radwege gab's die Note 3,6 auf der bis sechs reichenden Qualitätskala.

### Mord in der Uni

Einmal im Monat können die Hörer des Uni-Radios mephisto 97.6 Mordfällen auf die Spur gehen. Derzeit läuft das interaktive Hörspiel „Luisa und die Detektive“.

Zu Beginn der Sendung gibt es einen Tipp, der zum Mord führt. Um den Fall zu lösen, braucht Luisa jedoch die Hilfe der Zuhörer. Diese können während der Sendung anrufen. Einschalten lohnt sich: Auf die erfolgreichsten Hobbydetektive warten Bücher, CDs und Freikarten. Der nächste Mord passiert am 28. Mai um 19 Uhr, Telefon (0341) 9 73 79 76.

### Job nach der Uni

Media-Analysten für den arabischen Sprachraum werden zur Zeit händelnd gesucht. Deswegen schult die Gesellschaft für Wissenschaft und Marketing der Universität, die GEWIMA, ab Anfang Juni 22 Studienabbrecher und Absolventen ein Jahr lang. Auf dem Stundenplan stehen zum Beispiel Web-Design und Public Relation. Träger sind der Europäische Sozialfonds und der Freistaat Sachsen.

## Einer von uns

Erfahrungen mit Leipzig - in dieser neuen Serie stellen wir Mitbürger vor, die aus fernen Kulturen an die Uni kamen und hier eine zweite Heimat fanden. Heute: Joseph Nounla aus Kamerun.

### Ängste besiegt, Arzt geworden

Vor eingefahrenen Denkweisen zurückschrecken? „Nö“, sagt Joseph Nounla. Kurzes, krauses Haar umrahmt sein rundes Gesicht. Um Medizin zu studieren, kam der 32-jährige Kameruner vor zwölf Jahren nach Leipzig. „Deutschland hätte ich mir wegen der schweren Sprache nie ausgesucht.“ Doch er bekam ein Stipendium für die Messestadt. Hier musste er sich nicht nur an das Wetter, sondern auch an das Klima zwischen Einheimischen und Fremden gewöhnen. „Ich hatte ständig mit Vorurteilen zu kämpfen“, sagt er. „Arbeitsplatz-Vernichter“ haben sie ihn geschimpft. Abends ging der Farbig nur im Schutz von Freunden aus.



Joseph Nounla

Trotz der schwelenden Angst vor Gewalt ist Nounla hier geblieben: „Ich wollte die Menschen zwingen, mit mir zusammen zu leben.“ Falten graben sich in die dunkle Stirn. Also engagierte er sich als Vertreter ausländischer Studenten, gründete einen Gospel-Chor und gibt seither regelmäßig Konzerte. Inzwischen ist aus dem Medizin-Studenten ein Kinderarzt an der Uniklinik geworden. Und Leipzig? „Die Menschen zeigen mehr Verständnis für uns, gehen auf uns zu.“

Tatjana Braun

## Mitteldeutsche Unis loben erstmals Wissenschaftspublizistikpreis aus / Hirnforscher Reichenbach gab Anstoß und kritisiert:

Rund 1,2 Millionen Deutsche leiden an Alzheimer. Obwohl fieberhaft geforscht wird, gibt es noch kein Heilmittel gegen den schleichenden Gedächtnisschwund. Wie weit die Forschung auf diesem Gebiet ist, weiß die breite Öffentlichkeit allerdings kaum. Und wenn in den Medien Beiträge darüber erscheinen, „dann werden oft nicht Informationen vermittelt, sondern marktschreierisch unerfüllbare Hoffnungen geweckt“, sagt Mediziner Andreas Reichenbach.

Mehrmals ärgerte sich der Professor an Leipzigs Paul-Flechsig-Institut für Hirnforschung über solche Beiträge und darüber, dass die Forschung in Ostdeutschland kaum mediale Beachtung fand. Deswegen schrieb er Ende 1999 eine E-Mail an den Leipziger Journalistik-Professor Michael Haller mit dem Vorschlag, einen Preis für gelungene

### „Oft werden marktschreierisch unerfüllbare Hoffnungen geweckt“

wissenschaftsjournalistische Arbeiten auszuschreiben.

Nach zweieinhalb Jahren ist diese Idee nun verwirklicht. Die Unis Leipzig, Halle und Jena stifteten erstmals den „Mitteldeutschen Wissenschaftspublizistikpreis“. Bis zum 15. Juni können Journalisten aus Presse, Hörfunk, Fernsehen und Internet ihre Arbeiten einreichen. Thematisch müssen sie sich der Forschung in Sachsen, Sachsen-Anhalt oder Thüringen zuwenden. Der Hauptpreis ist mit 4000 Euro dotiert, der Nachwuchspreis für Journalisten unter 30 Jahre mit 2000 Euro.

Vor Fehlern ist niemand gefeit, das weiß auch Hirnforscher Reichenbach. Ein einschneidendes Er-

gebnis hatte er aber vor acht Jahren, als er einen fehlerhaften Fernsehbeitrag über sein eigenes Fachgebiet sah. Dort waren die so genannten Gila-Zellen, Partner der Nervenzellen in der Netzhaut des Auges, als Allheilmittel gegen Leberschäden dargestellt worden. „Ich habe glühende Bittbriefe von Frauen bekommen, deren Männer Alkoholiker waren“, erinnert sich der 52-jährige Mediziner. „Mit mehr Interesse und einem längeren Gespräch hätte der Beitrag sicher anders ausgesehen.“

Wissenschaftsjournalisten haben es nicht leicht, denn ihre Uhren und die von Forschern ticken unterschiedlich. „Wenn wir nicht Ergeb-

nisse präsentieren können, die kurz vor der Anwendung stehen, werden sie von den Medien nicht beachtet“, meint Reichenbach. Dabei sei Grundlagenforschung, bei der ohne unmittelbaren Nutzwert geforscht wird, sehr wichtig. Beispiel Alzheimer: Noch existiert zwar kein Heilmittel. Doch in 100-jähriger Forschungsarbeit sind so viele Erkenntnisse gewonnen worden, dass für die nächsten Jahre mit dem Durchbruch gerechnet wird.

Nach Reichenbachs Vorstellung sollte guter Wissenschaftsjournalismus vor allem die Sachverhalte richtig wiedergeben. Dem stimmt auch Haller zu und ergänzt: „Außerdem muss der Autor das Ergebnis in die Alltagswelt des Lesers oder Hörers übersetzen.“ Ob in den eingereichten Arbeiten diese Übersetzung gelungen ist, wird die neunköpfige Jury ab Mitte Juni beurteilen. Tatjana Braun

## Drei Köpfe, ein Gedanke - Datenchaos in der Medizin soll geordnet werden

Professor Barry Smith leitet jüngstes Institut der Alma Mater und setzt auf Teamarbeit

Ein kleiner Zettel an der Tür weist auf das jüngste Institut der Leipziger Uni hin. Auf ihm steht „IFOMIS“. Hinter dem Kürzel verbirgt sich ein komplizierter Name: Institut für Formale Ontologie und Medizinische Informationswissenschaft. „Noch ist es etwas provisorisch, aber bis Ende Mai ziehen wir an unseren Bestimmungsort in die Härtelstraße“, sagt der frisch gebackene Institutsleiter Professor Barry Smith, ein amerikanisch-britischer Philosoph.

Als ihm jüngst der mit 2,2 Millionen Euro dotierte Wolfgang-Paul-Preis der Humboldt-Stiftung verliehen wurde, war das eine Sensation. Noch nie hatte ein Philosoph eine so hohe Summe für seine Forschungen bekommen. Smith wusste sofort, was er mit dem Geld anfangen würde - endlich den Forschungsplan umsetzen, den er mit Wissenschaftlern der Leipziger Alma Mater geschmiedet hatte.

Denn Informatikprofessor Heinrich Herre und Medizininformatikerin Barbara Heller hatten ähnliche Visionen wie der Gelehrte von der State University of New York in Buffalo (USA). Beide überlegten seit längerem, wie sich die Philosophie nutzen lässt, um eine einheitliche Basis zum Erfassen medizinischer Daten zu finden. Dann könnten weltweit die Forschungsdaten verglichen und nutzbringend ausgewertet

werden. „Mittlerweile kann man schon von einem regelrechten Babel-Turm-Problem sprechen, denn jedes Institut setzt seine eigenen Standards“, erklärt der 49-jährige Smith.

Barbara Heller vom Uni-Institut für Medizinische Informatik, Statistik und Epidemiologie beschäftigt sich mit der Rechner basierten Darstellung klinischer Studien und kennt das Problem nur zu gut: „Es gibt keine einheitlich definierten Begriffe und keine festgelegten Einordnungen dieser Begriffe. Uns fehlt ein weltweit standardisiertes Daten-Wörterbuch.“ Deshalb lassen sich die an verschiedenen Orten erhobenen Daten nur schwer vergleichen. „Oft dauert es Jahre, bis Ergebnisse aus klinischen Studien für die Praxis aufbereitet sind“, klagt Expertin Heller.

In Smith fanden Herre und Heller den richtigen Partner, um dieses Problem philosophisch anzugehen. Ein Forscherteam aus einem Informatiker, einer Medizininformatikerin und einem Philosophen: Das mutet absurd an, ist es aber nicht. Denn die Philosophie liefert den Schlüssel zu vielen wissenschaftlichen Problemen.

In diesem Fall geht es um die Ontologie, die Lehre vom Sein und vom Seienden. Warum dieser Begriff in der Medizinischen Informatik verwendet wird, erklärt Smith so: „Als Ontologie be-

zeichnet man heute auch die Versuche, Informationssysteme auf eine einheitliche Begriffsbasis zu stellen.“ Kurz: Mittels Ontologie soll das Chaos der Forschungsdaten in eine Ordnung gebracht werden.

Für den Standort Leipzig sprechen laut Smith mehrere Gründe: „Vor allem sind Heinrich und Barbara hier, die bereits eine fundierte Vorarbeit geleistet haben.“ Außerdem gibt es die klinischen Studien, die Barbara Heller mitbetreibt. „An diesen Daten soll unser Werkzeug getestet werden. Ein Test, der einmalig in der Geschichte der Philosophie wäre“, ergänzt Smith und seine Augen funkeln.

Um dieses Ziel zu erreichen, wird IFOMIS mit internationalen Spezialisten zusammenarbeiten. Einige werden vor Ort sein, andere über die ganze Welt verstreut. Solche Teamarbeit ist selten. „Normalerweise sind Philosophen genauso eigensinnig wie Katzen.“ Sie lassen sich einfach nicht dressieren“, scherzt Smith. Die besondere Herausforderung sei daher für ihn, dass alle am gleichen Strang ziehen müssen. Es gebe zwar noch einige schwarze Löcher, die auf die Mannschaft warten. „Aber für die meisten Probleme sind die Lösungen schon hier drin“, sagt Smith und tippt sich mit dem Zeigefinger an den Kopf. Nadine von Wille



Stecken jetzt oft die Köpfe zusammen: Informatiker Heinrich Herre, Medizininformatikerin Barbara Heller und Philosoph Barry Smith (von links). Foto: Alexandra Hilmer

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Michael Haller betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Seite: Gretha Breuer und Tatjana Braun. Campus ist erreichbar unter campus-leipzig@web.de, Telefon 9 73 57 44 und Fax 9 73 57 46.